



Erinnerung an Enzi Granegger und Juli Bernhardt

1. Bergbauernhöfe wurden mir zur zweiten Heimat

von Erika Mitterer¹

Eines meiner liebsten Vorbilder war eine Bergbäuerin in Kärnten, zu der es mich 1934 durch die Vermittlung einer gemeinsamen Freundin, der leider fast vergessenen Schriftstellerin Alma Holgerson, für einen kurzen Schiurlaub verschlagen hatte. Es war dies Enzi (Emerenzia) Granegger, die Mathe-Bäuerin in Schachnern ober Heiligenblut, die ich sehr bewunderte und von der ich heute noch behaupten möchte, dass sie vielleicht der klügste Mensch war, dem ich je begegnet bin; dabei hatte sie nur eine einklassige Volksschule besucht. Meine Einschätzung eines anderen Menschen hat – dies darf hier angemerkt werden – nichts mit seinem Stand zu tun, hat gar nichts Elitäres an sich. Denn ich war wohl auch sehr durch die Lektüre sowohl der Klassiker, als auch der Realisten, der großen Realisten Russlands, geprägt, und es war mir völlig fremd, Menschen nach ihrer Herkunft oder nach ihrem sozialen Standard zu beurteilen. Den Bergbauern ging es damals materiell sehr schlecht, noch wesentlich schlechter als heute (jetzt geht es ihnen in einer anderen Weise schlecht, weil sie durch die Doppelbelastung – fast alle haben ja ihren Hof nur noch als Nebenerwerb – ungemein unter Druck sind).



Mathe-Bauer direkt gegenüber dem Großglockner

Mir hat es damals zum Beispiel großen Eindruck gemacht und es war mir auch nicht angenehm, dass die Kinder im Gegensatz zu uns Feriengästen, die wir für den Aufenthalt nur ganz wenig bezahlt haben, sonst hätten wir ihn uns ja

gar nicht leisten können, die ganze Woche keine Butter aufs Brot bekamen! Trotzdem hat diese Frau Ziehkinder aufgezogen; sie wird wohl einen Pflegebeitrag dafür bekommen haben, aber es hat mir sehr gefallen, dass sich ihre Mütterlichkeit nicht auf ihre eigene „Brut“ beschränkte, sondern den anderen ebenso zugutekam.

Und die Intelligenz hat sich einfach darin erwiesen, wie sie mit uns „Intellektuellen“ über alles gesprochen hat – auch über den Nationalsozialismus! Ihr klarer, unverfälschter Blick eines Menschen, der über die Dinge nachdenkt, war einfach großartig! Sie hat, natürlich, auch ihre Religion ernst genommen und gesehen, dass ihr Glaube und die NS-Ideologie absolut unvereinbar waren.



Enzi Granegger und Alma Holgerson, 1934

Bei diesen Bergbauern hab ich zum ersten Mal einen, wenn man so will, praktizierten Katholizismus erlebt, womit ich nichts Großartigeres meine, als dass Glauben und Gebete einfach zum Alltag dazugehörten. So hat zum Beispiel diese von mir so geliebte und verehrte Bäuerin einmal gesagt: „Ihr fresset's eigentlich wirklich wie die Viecher.“ Wir hatten nämlich das Tischgebet nicht gesprochen. Das hat mir einen tiefen Eindruck gemacht, denn es war nichts Abschätziges in diesem Satz und sie hat's lachend gesagt, sie hat uns trotzdem geachtet; aber sie hat uns manchmal auf so mütterliche Weise auf etwas hingewiesen, was sie an uns befremdlich fand, dass wir schon sehr nachdenklich wurden. >>>

**ANEMONEN**

Wo keine Menschen mehr wohnen,
sommers erst weidet das Vieh,
blüht jetzt die Anemonen,
und die meisten sehnen das nie.

Größere, klarere Kelche,
seidig um güldenes Herz,
trinken die Sonnenglut, welche
schmeckt wie nach Feuer und Erz!

Braun ist das Gras zwischen weißen
Flecken des Schnees, der sich hält,
ob auch die Sonne mit heißen
Küssen ihn wild überfällt.

Außen vom Vliese umgeben,
das sie vor Nachfrost bewahrt:
Sternisch-vergeistertes Leben,
tierisch erwärmt und behaart ...

Aber die hellwachen Quellen
brausen, im Glückstaumel taub,
über den Fels und zerschellen,
tausendfarbiger Staub.

Ruht, wo die Menschen nicht wohnen,
Gottes schon weltmüder Blick?
Offene Berganemonen
geben ihn strahlend zurück.

Zwischen den rötlichen Moosen,
Steinen von silberner Schicht,
glänzen die Winterrosen,
wendet sich Krokus zum Licht.



Pelz-anemone, Kuh- oder Küchenschelle

Foto: de.wikipedia.org ©KeritMajorna

Nach diesem ersten Aufenthalt auf dem Mathe-Hof zog es mich immer wieder dorthin, bald zusammen mit meinem Mann, später mit meinen Kindern. Die Menschen, die Landschaft faszinierten mich. Am 14.5.1934 schrieb ich in mein Tagebuch:

Eine Wiese: graubraun, von weißen Schneeflecken gesprenkelt. Hell und lila, den Zeitlosen ähnlich, die frühesten Blumen der Alpen: Krokus. Etwas höher wundern wir uns über die größeren, leuchtenderen Kelche: bei näherem Hinsehen sind es Anemonen – talergroße, reine Krone, goldene Fruchtkapsel, außen leicht lila gesprenkelt. Alle der Sonne zugewandt, und Schaft und Blüte von einem goldenen Fell (so dicht, tierisch anzufühlen ist der Flaum!), geschützt.

In den Wiesen stehen die „Harpfen“ (wegen ihres harfenähnlichen Aussehens so genannt), große Gittergestelle aus Holz, die zum Trocknen des Heus dienen. Lange lichtgraue Leinwandstreifen liegen zum Bleichen auf den Wiesen. Die Lärchen im vollen jungen Grün stehen, besonders abends, wenn die Sonne durch sie hindurchscheint, ganz hell gegen die dunkelblaue, jenseitige, schneegefleckte Steilwand, aus der der „Jungfernsprung“, ein hoher schlanker Wasserfall, dessen Rauschen einen in den Schlaf tost, niederstürzt.

Diese Wochen im oberen Mölltal haben mich besonders geöffnet für Eindrücke, die ich dann in Naturgedichten auszudrücken versuchte. [Später sollte sich der japanische Germanist Yoshio Koshina darüber wundern. Er schrieb 2006:

Erika Mitterer gehört eigentlich nicht zu den Naturly-

rikern. Sie beobachtete jedoch mit Vorliebe die Natur und hatte sich sogar den metaphorischen Gebrauch von Naturbildern in Liebesgedichten angeeignet. [...] In diesen Gedichten [ihren Naturgedichten] kommt kein menschliches „du“ vor, was einen krassen Unterschied zu den vorangegangenen Gedichten an Rilke bedeutet. Innerlich scheint Mitterer sich zur Einsamkeit entschlossen zu haben. [...] In allen Gedichten dieser Gruppe wird die Menschenferne betont, nach der sich die Dichterin sehnte. Das lässt uns ahnen, wie ihr damals unter den Menschen zumute war und wie sehr sie den Rückzug in die einmalige Bergwelt des Großglockner-Massivs zur Bewahrung ihres seelischen Gleichgewichts nötig hatte. [...] Das Motiv der [Menschen-]Feindschaft kommt im Gedicht Flucht deutlicher zum Ausdruck.

*Ob sie mich suchten und drängten,
ob sie verächtlich mich mieden,
bis in den Traum hinein
hab' Schwatz ich und Hetze gehört.*

Das Gedicht Flucht [aus dem diese Verse stammen] wurde [bereits] 1933 geschrieben. Man kann ihm entnehmen, dass die Dichterin eine starke Antipathie [...] gegen die Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland hatte.]

Während meiner Aufenthalte bei Enzi fand ich auch die Ruhe, intensiv an meinem Roman *Der Fürst der Welt* zu arbeiten – einer Parabel von der Machtergreifung des Bösen, die vielfach verstanden wurde. Er zeigt die Tragödie unschuldiger Opfer, Bosheit und Feigheit mancher Menschen, aber auch die unausweichliche Schuldverstrickung des einzelnen, der unter



Erika Mitterer mit dem "Mathe-Glücksschwein"

der Herrschaft des Terrors zu leben gezwungen ist. Das Buch konnte trotz der gut erkennbaren Kritik an gesellschaftspolitischen Fehlentwicklungen in Hamburg erscheinen und ich schickte es Enzi aus Dankbarkeit für ihre so warmherzige Gastfreundschaft mit einer Widmung. Verlegen hat sie mir später gestanden, sie hätte sich in ihrer Unsicherheit, wie die so drastische Schilderung des durch die Inquisition begangenen Unrechts zur Zeit der Hexenverbrennungen zu interpretieren sei, an ihren Pfarrer gewandt. Dieser hätte ihr geraten, das Buch am besten zu verbrennen ...

1956 feierte ich meinen 50. Geburtstag mit meiner Familie am Mathe-Hof. Eine Tagebucheintragung vom 6.11. dieses Jahres mag zeigen, wie sehr ich mich bei meinen Bergbauernfreunden zuhause gefühlt habe:

Die Revolution in Ungarn durch die Bonzen der Sowjets beendet, tiefe Depression bei allen Menschen nach 3 Tagen Freudentaumel: dass der Todesmut gegen eine Welt von Eisen zu siegen schien. – Beschuldigungen von Radio Moskau, dass Österreich die Neutralität verletzt habe. Daraufhin hier gemäßigte Panikstimmung, Angstkämpfe, jeder überlegt, was er tut, falls sie einmarschieren. Ich gehe höchstens nach Heiligenblut mit den Kindern.

Enzi starb 1960. Unsere so vertrauensvolle Freundschaft wurde nun von ihrer ältesten Tochter, Juliane, weitergepflegt, die Bäuerin im Nachbarort Apriach geworden war, und in der ich eine ebenso liebe, gescheite und gastfreundliche Gefährtin fand. Juli ist trotz ihrer extrem harten Lebensbedingungen immer ein zufriedener, dankbarer Mensch geblieben. Besonders gefreut hat es mich, dass ich sie 1969 von ihrem Hof „Joseisen“ und mit ihr gemeinsam eine Wallfahrt nach Lourdes unternehmen konnte; und bei meinen Besuchen am Durzner-Hof (das letzte Mal bin ich 1984 dort gewesen) ist uns der Gesprächsstoff über das Leben, die Politik und die Literatur nie ausgegangen!

Wie schön, dass die Verbindung zwischen unseren Kindern und Enkelkindern weiterläuft!



Enzi mit Erikas Kindern Christiane und Martin

¹ Diese Erinnerung wurde von Martin Petrowsky aus Interviewpassagen, Tagebucheintragungen und Anmerkungen Erika Mitterers sowie aus Hinweisen von Yoshio Koshina in seinem Beitrag *Erika Mitterer als Naturlyrikerin* (in: *Dichtung im Schatten der großen Krisen – Erika Mitterers Werk im literaturhistorischen Kontext*, hg. v. Martin G. Petrowsky in Zusammenarbeit mit Helga Abret. Wien: Praesens Verlag 2006) zusammengestellt.

Die Gedichte Mitterers sind zitiert aus dem *Gesamten lyrischen Werk*, Bd. II, hg. v. Martin G. Petrowsky und Petra Sela. Wien: Edition Doppelpunkt 2001).

KLEINES PFERD IM GEBIRGE

Der Nebel reißt, es leuchtet blau wie Gnade –
tief unten, unerfühlbar, döst die Stadt.
Durch feuchtes Grün ziehn hügelige Pfade,
die heute noch kein Mensch betreten hat

außer dem Hirten, der die Herde weidet.
In wuchtiger Mißachtung kät der Stier.
Doch springt ein Füllen, das kein Halfter leidet,
neugierig-scheu heran zu mir.

Läßt sich die Nüstern streicheln, ach, so sanfte,
als jemals etwas zärtlich war, und bebte.
Das braune Tier, das ohne Hieb und Ranfte
den letzten Monat seiner Jugend lebt.

Da es enttanzt, mit leichtgeknickten Gliedern,
spannt sich das runde Bäuchlein straff im Sprung.
Riesige Lärchen, hoheitsvoll, erwidern,
aufrauschend, täppischer Begeisterung.

**GESANG DER WANDERNDEN**

Ich werde nie die Freundin sein, die lange wo verweilt,
ich muß die stumme Fremde sein, die hastig weiter eilt.
Ich weiß kein Ziel mehr und mein Weg scheint mir oft öd und steil.
Ihr wißt gar nicht, wie gut ihr seid, wie gerne ich verweil.

Wer mich erwartet, sperrt mich schon in ein Gefängnis ein.
Ich muß ein unverhoffter Gast, ein ungebetner, sein.
Glaubt nicht, mich locke Glanz und Lust, daß ich nicht bleiben mag:
Nichts lockt so sehr wie schutzlos gehn an einem Regentag.

Heut blieb ich sitzen und war faul und kostete vom Wein,
und ließ mich halten von Geraun und süßem Zärtlichsein,
da höhnt der Wind, der im Gebälk ein Stöhnen weckt, mich an:
ein fremder Gast an fremdem Tisch mit einem fremden Mann!

Jetzt will ich fort, o lasst mich los, stoßt mich zur Tür hinaus!
Die Welt ist reich und voll Gefahr, wie dumpf ist so ein Haus!
Werft mich hinaus, wenn ich nicht geh, ich blieb zulange hier!
Der Weg ist öd und einsam und vielleicht führt er zu mir.

STILLE

Der Wasserfall ist eingefroren,
die Lärchen stehn in stummer Luft,
die Stille saust in meinen Ohren,
mein Atem trinkt des Holzes Duft,
mein Aug der Föhnwand stetes Steigen,
die schwarz sich über'n Felskamm schiebt ...
O wie ein müdes Herz das Schweigen
des menschenfernen Bergwalds liebt!

WANDERRAST

Werd ich niemals meine Hütte finden,
grünem Alpentale eingemuldet,
niemals einen Menschen an mich binden,
den ich liebe, der es gerne duldet?

Ach, ich füg mich schon ins Einsam-leben.
Aber einem Kinde möcht ich gerne
meiner Mutter Güte wiedergeben ...
Grau verbleicht das Goldphantom der Ferne!

Wenn ich in der Ofenecke raste,
dunkles Brot in laue Milch mir tunke,
fürcht ich: Man errät von diesem Gaste,
dass er Neid hinabspült mit dem Trunke.



Der Großglockner